

Quelle: Die Zeit

Provided by GENIOS

POLITIK, Leitartikel

Die Hüter des Hasses

Israelis und Palästinenser: Trennung - oder Krieg ohne Ende

*** Josef Joffe***

Es war einmal in Camp David, im Sommer 2000, als ein israelischer Premier einen Palästinenserstaat anbot - auf fast dem gesamten besetzten Gebiet, gar mit einem geteilten Jerusalem. Plötzlich, endlich ging es nicht mehr ums Prinzip, sondern nur noch um Prozente, doch Jassir Arafat sagte nein zu Ehud Barak und ja zur Intifada. Die hat fast 400 Menschenleben auf israelischer, 1200 auf palästinensischer Seite gekostet, und ein Ende des Krieges - es ist ein Krieg - ist nicht in Sicht.

Warum das schroffe Nein? Einmal, weil Arafat seine 40-jährige Wanderschaft mit einem ganz anderen "nationalen Narrativ" krönen wollte: nicht mit einem Staat aus israelischer Hand, geboren im trivialen Feilschen und Verhandeln, sondern mit einem heldischen Opfergang, der den Israelis den Staat abtrotzen würde - just so, wie es die Juden 1948/49 getan hatten. Zum Zweiten, weil Arafat mehr Getriebener denn Gestalter war - umringt von einer "jungen Garde" auf dem Weg zur Macht. Das sind die Vierzigjährigen - die Sicherheitschefs, die Warlords, die Führer der Tanzim- und Al-Aksa-Kampfbrigaden. "Anfänglich hat das Establishment die Intifada begrüßt, um so den Druck auf die Israelis am Verhandlungstisch zu verstärken", schreibt Khalil Shikaki, einer der klügsten palästinensischen Analytiker. "Doch die junge Garde sah in dem Aufstand ein Mittel, um die Verhandlungen zu sabotieren" - eben um den Israelis den Staat nicht abzurufen, sondern abzuzwingen. Gekämpft wird also

auch um die Erbfolge, um die Macht im Inneren. Und solche Kämpfe begünstigen immer die Extreme.

Schließlich die bedrückendste Antwort, jedenfalls aus israelischer Sicht, die tagtäglich von den Selbstmordattentätern in Jerusalem, Tel Aviv oder Haifa verkündet wird: Es geht den Palästinensern nicht um die Gründung ihres, sondern um die "Ent-Gründung" des israelischen Staates, um die Beseitigung des Unrechts. Ein Beispiel: Faisal Hussein, der PLO-Vertreter in Jerusalem, galt jedem westlichen Besucher als Vater der Vernunft, als Hoffnungsträger, der an beide Seiten appellierte, ihre "Träume aufzugeben". Kurz vor seinem Tod, bei einer Rede vor den Getreuen in Beirut, geriet die Friedensbotschaft zum israelischen Albtraum: "Wir mögen siegen oder verlieren, doch werden wir stets unser strategisches Ziel im Auge behalten - Palästina vom Jordan bis zum Mittelmeer."

Der Konflikt ist also wieder dort, wo er vor 50 Jahren aufgeflammt war. Es geht nicht um Prozente, sondern wieder um Prinzipien, nicht um ein Stück Erde, sondern um die nackte Existenz. Hinzu kommt, dass beide Völker in diesen Tagen die falschen Führer haben. Auch Ariel Scharon ist ein Getriebener, lauert doch hinter ihm sein betonköpfiger Dauerrivale Netanjahu, der gute Chancen hat, Scharon in den nächsten Wahlen als Kandidat des Likud zu verdrängen. Schlimmer noch: Weder Arafat noch Scharon sind imstande, über den heutigen Tag hinauszudenken.

Arafat ist der ewige Überlebende, der Meister des taktischen Winkelzugs, dem bei dem Wörtchen "große Strategie" die Fantasie ausgeht. Scharon, der Kriegsheld, weiß, wie man diesen Hügel, jene Festung einnimmt, aber nicht, wie ein Etappensieg zum Frieden führen soll. Beiden fällt nicht mehr ein als eine blutige Abnutzungsstrategie, die den anderen in die Knie zwingen soll. Während Arafat seine Al-Aksa-Brigaden in den Terrorkrieg schickt, wirft Scharon seine Panzer und Raketen in den Städtekampf. Auch wenn die Toten nun in doppelstelligen Zahlen gemessen werden, begreifen beide nicht, dass sie den Überlebenswillen des anderen nicht brechen können. Wohin sollen die Israelis verschwinden? Sie haben kein Mutterland wie einst die französischen Kolonisten in Algerien. Und die Palästinenser krallen sich nach jeder Panzergranate umso fester an ihrem Land fest.

Nur: Die Antwort, dass beide deshalb gefälligst Frieden miteinander schließen mögen, funktioniert derzeit nicht. Den Frieden kann US-Vizepräsident Cheney, der gerade den Nahen Osten auf der Suche nach Koalitionären gegen den Irak bereist, ebenso wenig erzwingen wie Joschka Fischer mit seinen Appellen an die Vernunft. Denn niemand lässt sich zwingen, der seine Existenz auf dem Spiel sieht. Er wird weiterkämpfen bis zur Erschöpfung, ganz gleich, ob ihm dabei das Geld aus Amerika (für

Quelle: Die Zeit

Provided by GENIOS

Israel) oder die Hilfe der EU (für die Palästinenser) gekürzt wird.

Wie wäre es dann mit einem schmerzhaften Kompromiss? Dieser wird erst geschlossen, wenn das Existenzrecht gesichert ist. Doch zeigt den Israelis jede palästinensische Landkarte, auf der Israel fehlt, jede Rede, jede Predigt, die allein für das heimische Publikum bestimmt ist, dass sie einen Palästinenserstaat allenfalls als Aufschub bis zur Auflösung ihres Staates begreifen dürfen. Umgekehrt müssen die Palästinenser jeden Panzer in ihren Städten, jede Umgehungsstraße in ihren Gebieten als Beweis für ihre dauerhafte Unterwerfung betrachten.

Kann Prinz Abdallah helfen, der De-facto-Herrscher über Saudi-Arabien, den George W. Bush als besonderen Ehrenbeweis auf seine Ranch nach Texas eingeladen hat? Abdallah hat jüngst einen großen Deal vorgezeichnet: volle Anerkennung Israels für vollen Rückzug aus den besetzten Gebieten. Eine wunderbare Idee, die nur einen Makel hat: Die Potentaten von Kairo bis Riad tun seit Jahren so, als ginge sie der Kampf um Palästina nichts an. Sie machen zwar ihre rituellen Verbeugungen vor einem Palästinenserstaat, mahnen auch gelegentlich Gespräche an. Aber dass ein Mubarak (wie einst sein Vorgänger Sadat) kühn die Initiative

ergreift, um die Blockade zu lösen? Die Herren üben sich in Bescheidenheit - vielleicht weil sie nicht an eine Lösung glauben, vielleicht weil ihnen der Konflikt ganz zupass kommt, um damit von den hausgemachten Problemen, von Armut und Unterdrückung abzulenken. Je brutaler die Diktatur, siehe Syrien und Irak, desto gnadenloser die Politik gegenüber Israel.

Wenn jeder Waffenstillstand nur als Pause zum Nachladen genutzt wird, bleibt der Frieden ein Hirngespinnst. Möglich, dass Scharon wegen verschärfter Unfähigkeit die Koalition wegbricht, dass Arafat aus gleichem Grund ins Pariser Exil geschickt wird. Und dann? Den "starken Mann", der mit eiskalter Interessenpolitik den Kompromiss einfädelt, gibt es weder auf israelischer noch palästinensischer Seite. In ihrer inneren Zerrissenheit sind sich beide Seiten gleich.

Wenn Frieden so unmöglich ist wie der Sieg, bleibt nur noch die rigorose Trennung. Logischerweise muss die von Israel ausgehen, wobei nur explizit würde, was seit Jahren Wirklichkeit ist. Kein Israeli fährt mehr in die Gebiete (es sei denn unter dem Schutz der Armee). Kaum ein Palästinenser arbeitet noch in Israel; einst waren es 100 000. Und die Siedlungen? Sie sind zum strategischen Verlustposten geworden; sie schützen nicht, sondern müssen geschützt werden -

ein Quell des dauernden Hasses. Der einseitige Abzug, der von allerlei Sicherheitsvorkehrungen begleitet sein mag, wird die palästinensischen Träume von der Rückkehr nach Haifa und Jaffa nicht beenden. Aber er wird es den Bomben auf zwei Beinen schwerer machen, den Schrecken in israelische Städte zu tragen.

Die Palästinenser könnten dann ihr nationales Narrativ mit einem Sieg bekränzen, doch tags drauf werden sie sich mit prosaischeren Fragen beschäftigen müssen: wie man eine Finanzverwaltung, ein Rechtssystem baut, wie man die Intifada-Kinder in die Schule zurückholt. Vielleicht wird dann eine Kalaschnikow weniger Wert haben als ein Laptop - und ein Lehrer mehr Hoffnung verkörpern als ein Bombenbauer.

Den Israelis stellt sich ebenfalls eine nüchterne Frage: Wollen sie, dass die Palästinenser etwas zu verlieren haben? Wer keine Zukunft hat, wird seine Kinder weiter in den Tod schicken. Wer aber etwas zu verlieren hat, wird es behüten und irgendwann, nach ein, zwei Generationen im Miteinander vermehren wollen.

Gefangen in der Gewalt: Wenn Frieden so unmöglich ist wie der Sieg, bleibt nur noch der einseitige Rückzug /